

**Prof. Dr. Dorothea Wendebourg**, Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin

Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres, 17. November 2019, 18 Uhr

Predigt über Hiob, Kap. 13.3.23 – Kap. 14,6.13-14.15-17; Kap. 15,1-3

*[Hiob sprach:] Ich wollte gern zu dem Allmächtigen reden und wollte rechten mit Gott. Wie groß ist meine Schuld und Sünde? Lass' mich wissen meine Übertretung und Sünde! Warum verbirgst du dein Antlitz und hältst mich für deinen Feind?*

*Willst du ein verwehendes Blatt erschrecken und einen dünnen Halm verfolgen, daß du so Bitteres über mich verhängst und über mich bringst die Sünden meiner Jugend? Du hast meinen Fuß in den Block gelegt und hast acht auf all meine Pfade, der ich doch wie Moder vergehe und wie ein Kleid, das die Motten fressen.*

*Der Mensch ist vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, geht auf wie eine Blume und welkt, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht. Doch du tust deine Augen über einen solchen auf, daß du mich vor dir ins Gericht ziehst. Kann wohl ein Reiner kommen von Unreinen? Auch nicht einer! Sind seine Tage bestimmt, steht die Zahl seiner Monde bei dir und hast du ein Ziel gesetzt, das er nicht überschreiten kann: so blicke doch weg von ihm, damit er Ruhe hat, bis sein Tag kommt, auf den er sich wie ein Tagelöhner freut. Ach, daß du mich im Totenreich verwahren und verbergen wolltest, bis dein Zorn sich legt, und mir eine Frist setzen und dann an mich denken wolltest! Du würdest rufen und ich dir antworten; es würde dich verlangen nach dem Werk deiner Hände. Dann würdest du meine Schritte zählen und nicht achtgeben auf meine Sünde. Du würdest meine Übertretung in ein Bündlein versiegeln und meine Schuld übertünchen.*

*Da antwortete Eliphas von Teman und sprach: Soll ein Weiser antworten mit so windiger Einsicht und seinen Bauch so blähen mit leeren Reden? Du verantwortest dich mit Worten, die nichts taugen, und dein Reden ist nichts nütze. Du selbst zerstörst die Gottesfurcht und raubst dir die Andacht vor Gott.*

Was für ein Text, liebe Gemeinde! Da fliegen die Fetzen. Da verkeilen sich Rede und Widerrede. Da werden Vorwürfe, Anklagen, Beleidigungen hin- und hergeschleudert, geht es ohne Rücksicht zur Sache. Und wie ungeheuerlich dieser Text ist, zeigt sich erst recht, wenn wir sehen, zwischen wem da die Fetzen fliegen: Im direkten Schlagabtausch sind es zwei Männer, Hiob und sein Freund Eliphas. Aber unüberhörbar ist ein Dritter dabei, Gott. Mit ihm, dem „Allmächtigen“, will Hiob streiten, ihm schleudert er seine Anklagen, seine Wut, seine Verzweiflung entgegen. Und dabei wird klar, warum es hier so rücksichtslos zur Sache geht: Hier fliegen die Fetzen, weil gerade ein Leben in Fetzen geht.

Hiob aus dem Lande Uz auf der Arabischen Halbinsel war ein Mann gewesen, dem es gut ging, sehr gut. Er war der reichste Mann des Nahen Ostens gewesen – mit einem Besitz von siebentausend Schafen, dreitausend Kamelen, fünfhundert Joch Rinder, fünfhundert Eselinnen und einer riesigen Gesindeschar. Und er war ein stolzer Familienvater gewesen – zehn Kinder, sieben Söhne und drei Töchter, hatte er gezeugt. Doch Hiob war nicht nur mit Reichtum und Nachkommenschaft gesegnet gewesen. Zu seinem Ruf beigetragen hatte auch ein vorbildlicher Lebenswandel – daß „seinesgleichen nicht auf Erden war“, daß er „fromm, rechtschaffen, gottesfürchtig war und das Böse mied“, heißt es von ihm am Anfang des Hiobbuches. Beides hatte zusammengehört. Hiob war ein guter Mann gewesen, und es war ihm gut gegangen. Er war gottesfürchtig gewesen, und Gott hatte ihn gesegnet.

So war es gewesen, und es war vorbei. Ein feindlicher Überfall hatte Hiob um Rinder und Eselinnen gebracht, ein Feuer Schafe und Gesinde vernichtet. Einem weiteren Überfall waren Kamele und Knechte zum Opfer gefallen, dann die zehn Kinder einem Wirbelwind, der das Haus über ihnen zusammenbrechen ließ. Und als sei all das noch nicht genug gewesen, hatte den nun bettelarmen Mann vom Scheitel bis zur Sohle ein Geschwür befallen, welches ihn quälte und so entstellte, daß er nicht wiederzuerkennen war.

Seither saß Hiob in der Asche, kratzte seine juckende Haut mit einer Scherbe und wünschte, er wäre nie geboren worden. Fürwahr, ein ganz und gar zerfetztes Leben. Besitz verloren, Kinder verloren, Gesundheit verloren – Schlag auf Schlag alles dahin, alles zerfetzt. Doch so schrecklich diese Schläge sind – es gibt etwas, was den Mann in der Asche noch ungleich mehr quält als Geschwür und Verluste: Warum das alles? Was ist der Grund für das Unglück? Und weshalb hat es gerade ihn getroffen? Das sind Fragen, liebe Gemeinde, die wir gut kennen. Wenn uns ein Schicksalsschlag ereilt, wenn uns Krankheit trifft, schweres Leiden des liebsten Menschen oder sein Tod; wenn die Ehe zerbricht, berufliche Träume platzen, die Arbeitsstelle verlorengeht – dann nagt es auch in uns: Warum? Warum gerade ich? Vielleicht auch: Womit habe ich das verdient?

Eben dieses „Warum, warum ich?“ läßt dem Mann in der Asche keine Ruhe. Er schabt und schabt seine juckende Haut, und er brütet und brütet, sucht und fragt nach dem Grund und dem Sinn. Was die Scherbe für die kratzenden Stellen des Körpers ist, das ist die immer neue Warum-Frage für sein gequältes Herz. Sie bewegt ihn unaufhörlich, beschäftigt ihn Tag und Nacht. Hiobs Reden das ganze nach ihm benannte Buch hindurch sind nichts als Variationen dieses einen „Warum?“. Doch Hiobs „Warum?“ hat seine eigene Richtung, und erst das macht die Qual seines Herzens vollends brennend: Sein „Warum? Warum ich?“ kreist nicht um sich selbst. Hiob schreit es in den Himmel, er schleudert es Gott entgegen: „Warum tust du das, Gott? Warum tust du gerade mir das an?“ Alles, was er von Kindesbeinen an erlebte, hatte mit Gott zu tun gehabt. Und so ist es keine Frage: Auch das Schreckliche, das ihm jetzt widerfährt, hat mit Gott zu tun. Er muß hinter all den Schicksalsschlägen stecken, muß verantwortlich sein für die plötzliche Armut, die Krankheit, den Tod der Kinder, kurz, die Vernichtung des Glücks, die Hiob erlebt. Das aber kann nur heißen: Gott ist sein Feind. Zu diesem schrecklichen Fazit ist der Mann in der Asche schließlich gelangt, und das bringt er in immer schärferen, geradezu rasenden Tönen zum Ausdruck: „Er – Gott – knirschte mit den Zähnen gegen mich; mein Feind – Gott – funkelt mich mit seinen Augen an.“, heißt es wenig später (16,9b). Ein allmächtiger Dämon, dem er hilflos ausgeliefert ist – das ist die Gotteserfahrung, die Hiob in seinem Leiden macht.

Liebe Gemeinde, härtere Worte über Gott, ein größeres Entsetzen, ja, eine größere Abscheu vor Gott als bei Hiob findet sich nirgends in der Heiligen Schrift – man erschrickt fast, wenn man diese Passagen liest. Das Erstaunliche ist nur: Hiob läßt von dem Gott, über den und zu dem er so voller Entsetzen spricht, nicht ab. Ja, er drängt geradezu hin zu diesem Gott. Als seine Frau ihm empfiehlt, er solle sich doch von Gott lossagen, weist er sie barsch zurück (2,9). Nein, im Gegenteil, er will mit Gott ins Gespräch kommen: „Ich wollte gern mit dem Allmächtigen reden“, wie es am Anfang unseres Predigttextes heißt. Was soll das? Warum will er mit dem zähneknirschenden Dämon, dem göttlichen Feind reden, der ihn so unsäglich behandelt? Den Grund nennt Hiob gleich darauf: Er will „rechten mit Gott“, anders gesagt, er will einen Rechtsstreit mit ihm führen. Gott soll sich rechtfertigen für sein Tun, er soll die Gründe dafür angeben, daß er mit Hiob so umgeht. Das ist nun beinahe noch erstaunlicher als Hiobs wüste Rede über Gott: das Selbstbewußtsein, mit dem der kleine Mann in der Asche von Gott verlangt, er solle sich rechtfertigen. Gerade hat er die Erfahrung gemacht, daß er Gott ganz ausgeliefert ist – und da fordert er diesen selben Gott heraus, Gründe für sein Verhalten zu nennen. Wie einen Angeklagten vor Gericht will er den Allmächtigen zwingen, sich für seine Taten zu verantworten. Und er nennt auch gleich das Kriterium, an dem sich entscheidet, ob diese Taten zu rechtfertigen sind oder nicht: „Lass‘ mich wissen meine Schuld und Sünde! Wie groß ist meine Schuld?“ Mit anderen Worten: Was du, Gott, mir angetan hast, läßt sich nur unter einer Bedingung rechtfertigen: daß es die angemessene Strafe für Sünden ist, die ich begangen habe. Wenn du mir das nachweisen kannst, bin ich bereit, alles zu schlucken.

Wie du mir, so ich dir. Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es zurück. Das kennen wir als Grundregel zwischenmenschlichen Verhaltens. Hiob geht davon aus, daß diese Regel der Gerechtigkeit auch zwischen

Mensch und Gott gilt. Er ist, wie weite Teile des Alten Testaments, davon überzeugt, daß Tun und Ergehen des Menschen in einem engen Zusammenhang stehen. Der gute, fromme Mensch wird von Gott gesegnet; ein gesegnetes Leben ist Niederschlag des Wohlgefallens, mit dem Gott auf einen gottesfürchtigen Lebenswandel blickt. So hat Hiob in glücklichen Zeiten Besitz, Kinderreichtum und Gesundheit als Ausdruck göttlicher Zustimmung zu seiner Lebensführung verstanden. Nicht, als ob er fromm gewesen wäre, damit es ihm gut ging. Doch das Wohlergehen war für ihn das Echo Gottes auf seinen frommen, tätigen Gehorsam. Tun und Ergehen, das war im Lot gewesen.

Und nun, da es Hiob dreckig geht? Wenn die Regel der Gerechtigkeit gilt, dann bedeutet das: Hiob geht es dreckig, weil er vom rechten Pfad abgewichen ist, weil sein Lebenswandel nicht mehr dem Gebot Gottes entsprochen hat. Es sind die Freunde Hiobs, darunter der schon genannte Eliphas, die ihm das vorhalten. So wie bislang sein Gehorsam und Gottes Segen zusammengehörten, ist nun das Ausbleiben des Segens ein klares Indiz: Der einst so fromme Hiob hat es offensichtlich an Gehorsam mangeln lassen. Er ist von Gottes Gebot abgewichen, hat in seiner Frömmigkeit nachgelassen – und nun bekommt er von Gott die Quittung. Weil nicht daran gezweifelt werden kann, daß Gott sich an die Regel der Gerechtigkeit hält, muß das Problem bei Hiob liegen. So die Schlußfolgerung der Freunde.

Und wir sehen, liebe Gemeinde: Auch Hiob geht davon aus, daß diese Regel gilt. Aber anders als die Freunde ist er nicht bereit, ihre Folgerung mir nichts, dir nichts zu teilen: daß er dann wohl schuldig sein müsse. Nein, er fordert Gott heraus, gerade weil die Regel gilt, ihm erst einmal zu zeigen, ob und wo er denn ungehorsam gewesen sei: „Lass' mich wissen meine Schuld und Sünde!“ Er hält es für möglich, daß Gott sich nicht an die Regel hält, daß er ungerecht ist, und fordert ihn auf, das Gegenteil zu beweisen. Er appelliert sozusagen an Gott, den Hüter der Gerechtigkeit, gegen Gott, den potentiellen Übertreter. Und dabei zeigt Hiob sich in seinen Reden vor unserem Predigttext fest davon überzeugt, daß sein Lebenswandel sich nicht zum Schlechten verändert habe. Er versteift sich geradezu darauf, daß er nicht schuldig, sondern immer gottesfürchtig geblieben sei. Umso verzweiflungsvoller wird die Diskrepanz zu der Erfahrung, die er macht, umso mehr drängt sich der kaum denkbare Gedanke auf, daß Gott offenbar ungerecht sei, daß er sich selbst nicht an die Regel der Gerechtigkeit halte. Gottloser Wahnsinn – so lautet der Kommentar der entsetzten Freunde.

Doch Hiob ist nicht wahnsinnig. Er bringt einfach Gott und Erfahrung nicht mehr zusammen. Anders gesagt, das, was er bislang von Gott gedacht und wie er ihm begegnet ist, paßt absolut nicht zu der Erfahrung, die ihm sein neues, plötzliches Elend beschert. Und da es ihm unmöglich ist, sich von Gott zu verabschieden, ringt und kämpft er darum, doch noch beides zusammenzuhalten, den Glauben an Gott und sein eigenes Erleben. So macht er in der Rede unseres Textes noch einmal einen Anlauf, an Gott gegen Gott zu appellieren: „Lass' mich wissen meine Schuld und Sünde! Wie groß ist meine Schuld? Warum verbirgst du dein Angesicht und hältst mich für deinen Feind?“ Nochmals die Frage nach möglicher eigener Schuld als Grund für das hereingebrochene Elend. Und nun räumt Hiob ein, tatsächlich nicht perfekt, nicht ganz und gar schuldlos, rein zu sein. Aber er macht sogleich mildernde Umstände geltend: „Kann denn ein Reiner kommen von Unreinen?“ Alle Menschen leben in Schuldzusammenhängen, denen sich keiner entziehen kann. Zugestanden, Gott, so ist es, und das gilt auch für mich, Hiob aus Uz. Aber ist das ein hinreichender Grund, so mit mir umzugehen? Ist das ein hinreichender Grund, mich für deinen Feind zu halten und mir als Feind mit funkelnden Augen zu begegnen? Was Hiob hier in seinem Rechtsstreit mit Gott vorbringt, ist, juristisch gesprochen, die Unverhältnismäßigkeit der göttlichen Reaktion. Auffällig ist aber der Grund für diesen Vorwurf. Der Grund liegt weniger darin, daß die Schuld so klein ist, als darin, daß er selbst, Hiob, so klein ist: „Willst du ein verwehendes Blatt erschrecken und einen dünnen Halm verfolgen?“ „Der Mensch ... lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, geht auf wie eine Blume und welkt, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht. Doch du tust deine Augen auf über einen solchen, daß du

mich vor Gericht ziehst.“ Es ist die Kleinheit und Vergänglichkeit des Menschen, angesichts deren Gottes Verhalten Hiob einfach unverhältnismäßig erscheint. Solch ein schwaches, kurzlebiges Geschöpf wie den Menschen – ein verwehendes Blatt, eine schnell welkende Blume, ein vermoderndes Ding –, solch ein Geschöpf überzieht man nicht mit Zorn und Feindschaft, schleppt man nicht vor Gericht. Solch ein Geschöpf läßt man in Ruhe, bis die Frist seiner kurzen, mühseligen Existenz endlich abgelaufen ist: „Blicke doch weg von ihm, bis sein Tag kommt, auf den er sich wie ein Tagelöhner freut.“

Der Gott, von dem Hiob nicht loskommt, soll ihn wenigstens in Ruhe lassen. Hiob fordert keine Gerechtigkeit mehr. Er ist zu dem Schluß gelangt, daß er falsch von Gott und falsch von sich gedacht hat: Gott ist kein Partner, mit dem er einen Rechtsstreit führen könnte. Er ist zu klein, Gott ist zu groß. Er ist ein Mensch, Gott ist Gott. Basta. Und dennoch. Und dennoch – es hilft nichts: Das ist eben der Gott, von dem Hiob auch im Elend, auch in der Asche nicht loskommt. So kann die Forderung, Gott möge ihn in Ruhe lassen, doch nicht das Letzte sein. Und Hiob schließt mit einem abenteuerlichen Wunsch: Gott möge ihn sterben lassen und im Totenreich vor seinem eigenen Zorn verstecken. Verstecken, bis dieser Zorn verraucht sei. Dann möge er Hiobs wieder gedenken und ihn rufen. Warum? Weil es „dich – Gott – verlangen würde nach dem Werk deiner Hände.“ Keine Ansprüche der Gerechtigkeit mehr, sondern schlicht die Hoffnung auf Gottes Liebe – darauf, daß nicht nur Hiob von Gott nicht lassen kann, sondern daß auch Gott von seinem Geschöpf nicht lassen kann. Und daß dann Fragen nach Schuld und Strafe keine Rolle mehr spielen werden: „Du würdest meine Übertretung in ein Bündlein versiegeln und meine Schuld übertünchen.“

Liebe Gemeinde, Hiob hat einen schweren Weg gemacht. Nicht nur, weil es dem frommen Glückskind, das er einst war, nun abgrundtief geht. Sondern vor allem, weil ihm sein ganzes Weltbild, sein Bild von Gott und von sich selbst, zerfetzt worden ist. Er hat bitter am eigenen Leib erfahren und Schritt für Schritt buchstabieren müssen, daß Gott Gott ist. Gott läßt sich nicht verrechnen, weder mit der Erfahrung des Wohlergehens noch mit der Erfahrung des Leids. Gewiß, wir danken Gott für das Gute, das uns widerfährt, weil es nicht selbstverständlich ist und wir es als Geschenk dessen erleben, von dem wir alles haben. Und wir beten darum, daß uns und anderen Gutes widerfahren möge – im eigenen Gebet und in unseren Fürbitten miteinander im Gottesdienst. Aber wir machen auch die Erfahrung, daß unsere Bitten nicht erhört werden, daß uns und anderen Schwieriges und Schweres zugemutet wird – Schmerz und Leid im persönlichen Leben, in unserer Gesellschaft, in der weiten Welt. Auch das hat mit Gott zu tun, mit dem alles zu tun hat. Aber wir wissen nicht, wie es mit ihm zu tun hat und warum er so handelt oder anders oder scheinbar gar nicht handelt. Wir können uns keinen Reim darauf machen, keinen Sinn darin erkennen. Da geht es uns nicht besser als Hiob. Da stehen wir wie er vor dem „verborgenen Antlitz“ Gottes.

Doch in einer Hinsicht, in der entscheidenden Hinsicht sind wir besser dran als der Mann aus Uz: Wir brauchen nicht zu wünschen, daß Gott uns in der Totenwelt vor seinem Zorn versteckt und sich schließlich liebevoll unser erinnert. Gott hat sich erinnert. Ja, ihn hat das „Verlangen nach dem Werk seiner Hände“ schon in Bewegung gesetzt. Es hat ihn dazu gebracht, selbst als sterbliches Geschöpf in unsere Welt zu kommen, wie Hiob elend in der Asche zu sitzen, für uns ans Kreuz zu gehen. Bei Martin Luther, der die dunkle, für uns undurchschaubare, verborgene Seite Gottes auch kannte und unter ihr litt, heißt es einmal: Es gilt, von dem verborgenen Gott zu dem in Jesus Christus erschienenen, offenbaren Gott zu fliehen. Wir kommen nicht umhin, bei allem, auch dem Schweren und Schlimmen, nach dem Zusammenhang mit dem allmächtigen Gott zu fragen. Doch dieses Rätsel wird bis zum jüngsten Tag keine Auflösung finden, es geht über unseren Horizont und ist nicht unsre Sache. Unsere Sache ist, Gott zu sehen, zu hören, auf ihn zu vertrauen, wie er in unserem Horizont erschienen ist: Jesus Christus, der menschengewordene Gott der Liebe, der uns im Leben und im Sterben zugewandt ist. Amen.